Wie viel ist genug? (Skidelsky) / UNICEF-Studie zur Lage der Kinder in den Industrieländern 2013 – E-Mail an Frau Kolbe vom 10.4.2013

Sehr geehrte Frau Vorsitzende der Enquete-Kommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität - Wege zu nachhaltigem Wirtschaften und gesellschaftlichem Fortschritt in der Sozialen Marktwirtschaft“ des Deutschen Bundestages,

sehr geehrte Frau Bundestagsabgeordnete,

liebe Frau Kolbe,

der Gastkommentar im Handelsblatt vom 10. April 2013 von Edward Fullbrook, Director der World Economic Association ([http://www.worldeconomicsassociation.org/), beginnt](http://www.worldeconomicsassociation.org/),%20%20%20beginnt) mit folgenden Worten: “Kaum je hat eine wichtige Wissenschaft ein solches Debakel erlebt, wie die Ökonomie.“ Er führt dieses Debakel auf den Alleinvertretungsanspruch der Neoklassik in der Ökonomie zurück und fordert daher die Ökonomen auf, von der Pluralität der modernen Physik zu lernen (siehe hierzu auch meinen Beitrag „Warum sich die VWL an deutschen Hochschulen ändern muss“ (<http://blog.postwachstum.de/warum-sich-die-vwl-an-deutschen-hochschule-andern-muss-20121108/>).

Unter der Überschrift „Die vertagte Revolution“ berichtet Norbert Häring, der Ökonomie-Korrespondent des Handelsblatts (HB vom 8.4.2013, S. 14f) vom internationalen Kongress des Instituts for New Economic Thinking (INET <http://ineteconomics.org/>), der vom 4.-6. April in Hongkong stattfand. Häring zitiert in diesem Artikel auch Perry Mehrling von der Columbia Universität in New York. Mehrling hat wenig Hoffnung, dass sich an den Universitäten so schnell etwas ändern wird. Doch alle anderen Institutionen, die Ökonomen beschäftigen, seien längst an neuen Ideen interessiert. Und dort herrsche schon lange eine große Unzufriedenheit damit, wie wenig umfassend die Ausbildung an den Hochschulen geworden ist und wie schwach der Realitätssinn der Lehre ausgeprägt sei, so Mehrling.

So beschäftige sich die Deutsche Bundesbank im Monatsbericht Januar 2011 unter dem Titel „Anlegerverhalten in Theorie und Praxis — die klassische Finanztheorie, die Effizienzmarkthypothese und das Leitbild des mündigen und eigenverantwortlichen Anlegers“ etwa ausführlich mit psychologischen Ansätzen zur Erklärung des Anlegerverhalten (Behavioral Finance) und den Konsequenzen für die staatliche Regulierung. „Die Vorstellung eines wohl informierten, nur auf den eigenen Nutzen bedachten und vollkommen rational handelnden Homo oeconomicus wird bei den verhaltenswissenschaftlichen Ansätzen somit fallen gelassen … Jedoch hat nicht zuletzt die jüngste Finanzkrise gezeigt, dass diese (neoklassischen, KR) Modelle oft nur einen begrenzten Erklärungsgehalt bieten können, da das Verhalten von Finanzmarktakteuren nicht oder nur unzureichend mit der klassischen Finanzmarkttheorie erklärt werden kann“ ( S. 46 f.).

Auch Jean-Claude Trichet, damaliger Präsident der Europäischen Zentralbank, wies in einer Rede am 19.11.2010 (zitiert nach Financial Times Deutschland, Praktiker verzweifeln an deutschen Ökonomen, vom 30.3.2012) auf das totale Versagen der neoklassischen Mainstream-Ökonomie hin.

„Die Makromodelle haben bei der Vorhersage der Krise versagt. Als Praktiker fanden wir kaum Hilfe aus der Wissenschaft und ihren Modellen. Wir fühlten uns im Stich gelassen von der gängigen Theorie. In Ermangelung an Leitlinien aus der Wissenschaft mussten wir auf unsere Erfahrungen vertrauen.“

Bezogen auf die deutsche Hochschullandschaft weißt Häring allerdings darauf hin, dass die Fachhochschulen hier weit fortschrittlicher sind. „Schließlich findet man solche Ökonomen schon heute eher hier als an den Fakultäten der Universitäten.“

Anfang dieser Woche fanden die Probelehreveranstaltungen für unsere neue Professur für „Angewandte, empirische Volkswirtschaftslehre“ statt. Im Ausschreibungstext forderten wir auch explizit gute Kenntnisse neuerer Entwicklungen in der Volkswirtschaftslehre wie der Behavioral Economics. Im Pflichtvortrag, der auf Deutsch gehalten wurde, ging es um einen Vergleich des Menschenbilds in der Neoklassik mit dem der Verhaltensökonomie (Behavioral Economics). Beim Wahlthema, das in Englisch zu halten war, ging es um die Anwendung ökonometrischer Methoden auf eine wirtschaftspolitische Fragestellung. Sowohl mit der Qualität als auch mit der Quantität der Bewerbungen waren wir sehr zufrieden. In den Vorträgen und in den Diskussionen im Anschluss an die Vorträge spiegelte sich auch die Einschätzung Härings voll und ganz wider.

Der Wirtschaftswissenschaftler Sir Robert Skidelsky (Universität Warwick) und sein Sohn, der Philosoph Edward Skidelsky (Universität Exeter) weisen in ihrem Buch „Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens“( München 2013) darauf hin, dass der Kapitalismus die Neigung zur Unersättlichkeit „befeuere“, und zwar über (1) Werbung, „die organisierte Erschaffung von Unzufriedenheit“, (2) eine immense Ausweitung des Statuswettbewerbs, wobei hier der Wettbewerbsdruck umso größer sei, je größer die Einkommensungleichheit in einer Gesellschaft sei, (3) eine Ideologie, wonach eine bestimmte Summe Geld nie genug sein könne und (4) eine zunehmende Monetisierung, die direkte Vergleichbarkeit fördere und die „Liebe zum Geld an und für sich“ entflamme. (S. 60-63).

Im Handelsblatt vom 4.4.2013 wird in dem Artikel „Die Manie des Neuen“ (S.1)Frank Dopheide, der Inhaber der Agentur „Deutsche Markenarbeit“, mit folgenden Worten zitiert: „Die Aufgabe von Konzernen und Werbeagenturen besteht schon lange nur noch darin, Bedürfnisse zu kreieren, von denen die Menschen bisher nicht wussten, dass sie sie haben.“

Ist das wirklich der Weg zu einem guten, gelingenden, erfüllten, glücklichen, zufriedenen Leben?

„Die Leiterin der britischen Statistikbehörde (Office for National Statistics) Jill Matheson identifiziert als die Dinge, die für das Glück am wichtigsten sind, „Gesundheit, Beziehungen, Arbeit und Umwelt“ – ihre Liste deckt sich weitgehend mit unseren Basisgütern.“ (S. 240).Zu den unverzichtbare Basisgüter für ein „gutes Leben“ zählen Robert und Edward Skidelsky Gesundheit, Sicherheit, Respekt, Persönlichkeit, Harmonie mit der Natur und Freundschaft und Muße (S. 204-241). Diese Basisgüter spiegeln sich auch im OECD „Better life index“( <http://www.oecdbetterlifeindex.org/>) und in den aus der Glücksforschung bekannten „Glücksfaktoren“ wieder.

Diese „Glücksfaktoren“ sind:

* Gelingende / liebevolle soziale Beziehungen (Partnerschaft, Familie, Freunde, Nachbarschaft, Kollegen …);
* Physische und psychische Gesundheit;
* Engagement und befriedigende Erwerbs- und/oder Nichterwerbs-Arbeit bzw. Muße (etwas was wir um seiner selbst willen tun, nicht als Mittel zu etwas anderem);
* Persönliche Freiheit;
* Innere Haltung (im Hinblick auf Dankbarkeit, Optimismus, Sozialen Vergleich, Emotionsmanagement, …) und Lebensphilosophie (Spiritualität, d.h. eine persönliche Suche nach dem Sinn des Lebens bzw. Religiosität);
* Mittel zur Befriedigung der materiellen (Grund-) Bedürfnisse (Essen, Trinken, Schaf, Wärme, Behausung, Sonne) und (finanzielle) Sicherheit.

Was ist zu tun? Robert und Edward Skidelsky greifen hier auf die katholische Soziallehre und die entsprechenden Beiträge vonseiten des Protestantismus und somit auf das Konzept der Sozialen Marktwirtschaft, das auf diesen Grundlagen fußt, zurück (S. 249-241) und stellen ein Politikkonzept für die Basisgüter vor (S. 259-295). An die Stelle der Ich-Bezogenheit des Homo oeconomicus tritt dabei wieder die Vorstellung des Individuums, das sich selbst in der Gemeinschaft mit anderen verwirklicht (S. 253f).

„Was auch immer die Verfechter des Wachstums uns erzählen mögen, im Innersten wissen wir, dass Geld im Grunde genommen nichts anderes ist als ein Mittel, das uns erlaubt, die guten Dinge im Leben zu genießen, kein Zweck und Ziel an sich. Denn: Gesundheit, Liebe und Muße zugunsten eines bloßen Bündels Papier oder elektrischer Impulse zu opfern – was könnte törichter sein als das?“ (S. 122).

Ähnlich hat es bereits Ludwig Erhard 1957 ausgedrückt:

„Wir werden sogar mit Sicherheit dahin gelangen, dass zu Recht die Frage gestellt wird, ob es noch immer nützlich und richtig ist, mehr Güter, mehr materiellen Wohlstand zu erzeugen, oder ob es nicht sinnvoll ist, unter Verzichtsleistung auf diesen „Fortschritt“ mehr Freizeit, mehr Besinnung, mehr Muße und mehr Erholung zu gewinnen.“

Diese Woche wurde die UNICEF-Studie zur Lage der Kinder in den Industrieländern 2013 (http://www.unicef.de/fileadmin/content\_media/projekte/Themen/Kinderrechte/UNICEF-Berichte/UNICEF-Info\_zur\_Lage\_der\_Kinder\_in\_Industrielaendern\_2013.pdf) veröffentlicht. Zwar liegt Deutschland bei den „objektiven“ Indikatoren wie materieller Wohlstand, Bildung etc. auf Platz 6 (von 29). Bei den „subjektiven“ Indikatoren, also der Frage der Zufriedenheit mit dem Leben, allerdings abgeschlagen auf Platz 22.

„Die dritte internationale UNICEF-Vergleichsstudie zur Lage der Kinder in Industrieländern zeigt für Deutschland deutliche Verbesserungen in wichtigen Bereichen auf. Insgesamt liegt Deutschland auf Platz sechs der Industrienationen, wenn es darum geht, eine gute Lebensumwelt für die junge Generation zu schaffen. Im Kontrast zu positiven Entwicklungen auf Feldern wie Bildung und Risikoverhalten steht allerdings die subjektive Sicht der Jugendlichen in Deutschland auf ihre Lebenssituation. Bei der Selbsteinschätzung der Lebenszufriedenheit von Mädchen und Jungen fällt Deutschland auf Platz 22 von insgesamt 29 untersuchten Ländern. Diese Kluft hat sich in den vergangenen Jahren verbreitert und ist jetzt größer als in jedem anderen Industrieland.“ so die UNICEF (S. 1)

In dem Artikel „Ziemlich mies drauf“ in den Nürnberger Nachrichten (NN, 11.4., S. 3) wird Gunter Moll, der Leiter der Kinder-und Jugendpsychiatrie am Uni-Klinikum Erlangen mit folgenden Worten zitiert: „Bei Kindern ist es wie bei Erwachsenen: Wenn sie dauerhaft unzufrieden sind, werden sie krank.“

„Es wird immer etwas geben, das dringlicher erscheint als der Schutz des kindlichen Wohlbefindens. Aber es wird nie etwas Wichtigeres geben.“ so die UNICEF.

In Ihrer letzten E-Mail an mich schrieben Sie einleitend:

„Als die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages Ende 2010 eingesetzt wurde, hatte sich im politischen Raum die Erkenntnis durchgesetzt, dass das Bruttoinlandsprodukt als alleiniger Indikator für politische Entscheidungen nicht mehr zeitgemäß ist.“

Es kommt jetzt darauf an, sich an den gesellschaftlich wirklich relevanten Indikatoren zu orientieren.

Die UNICEF Studie zeigt zwingenden Handlungsbedarf für die Politik in Deutschland auf. Ich kann der Politik nur nachdrücklich raten, sich eingehend mit den Ergebnissen der interdisziplinären Glücksforschung zu beschäftigen, und zwar nicht nur im Hinblick auf die Erkenntnisse, sondern auch im Hinblick auf die daraus zu ziehenden Konsequenzen.

Mit den besten Grüßen

Ihr

Prof. Dr. Karlheinz Ruckriegel

Technische Hochschule Nürnberg

Fakultät Betriebswirtschaft

www.ruckriegel.org

[www.menschlichere-wirtschaft.de](http://www.menschlichere-wirtschaft.de)